



ROWAN COLEMAN

Ein
fach
unver-
gesslich

Weltbild

Einfach unvergesslich



© Adam Evans

Rowan Coleman lebt mit ihrer Familie in Hertfordshire. Wenn sie nicht gerade ihren fünf Kindern hinterherjagt, darunter lebhaftes Zwillinge, die gerne mal in entgegengesetzte Richtungen laufen, verbringt sie ihre Zeit am liebsten schlafend, sitzend oder mit dem Schreiben von Romanen. Da kann das Bügeln schon mal zu kurz kommen. Rowan wünschte, ihr Leben wäre ein Musical, auch wenn ihre Tochter ihr mittlerweile verboten hat, in der Öffentlichkeit zu singen. „Einfach unvergesslich“ ist ihr elfter Roman.

Rowan Coleman

Einfach unvergesslich

Roman

Marieke Heimbürger

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *The Memory Book*
bei Ebury Press / Random House.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild Retail GmbH & Co. KG,
Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2014 by Rowan Coleman
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Piper Verlag GmbH, München
Übersetzung: Marieke Heimbürger
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Umschlagmotiv: Thinkstockphoto © incomible
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice

Printed in the EU
ISBN 978-3-95569-757-0

2018 2017 2016 2015
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

Für meine Mutter, Dawn

Die Zeit hat sie zur Unwahrheit
verzerrt. Die Treu aus Stein,
die kaum in ihrer Absicht lag, ist nun
ihr letztes Wappenschild um zu beweisen,
daß unser Fast-Instinkt beinahe stimmt:
Was von uns übrigbleibt ist Liebe.

»Ein Grabmal in Arundel«, Philip Larkin

Prolog

Greg sieht mich an und glaubt, dass ich es nicht merke. Seit fast fünf Minuten schneide ich Zwiebeln und sehe sein Spiegelbild – auf dem Kopf, konvex und gestreckt – in dem blanken Chromkessel, den wir zur Hochzeit geschenkt bekommen haben.

Er sitzt am Küchentisch und beobachtet mich.

Als ich zum ersten Mal bemerkte, dass er mich so ansah, dachte ich, ich hätte etwas zwischen den Zähnen oder Spinnweben im Haar oder sonst was, weil ich mir nicht vorstellen konnte, warum sonst ein junger sexy Handwerker mich so ansehen sollte. Schon gar nicht an dem Tag damals, da steckte ich nämlich in einer alten Jeans und einem T-Shirt und hatte das Haar zu einem Knoten zurückgebunden, weil ich das neue Zimmer unterm Dach streichen wollte. Das Zimmer, mit dem alles begann.

Einen guten Monat hatte er an dem Zimmer gebaut, an jenem Tag war er fertig geworden. Es war immer noch ziemlich heiß, vor allem da oben unterm Dach, und das, obwohl die neuen Dachfenster offen standen. Schweißgebadet stieg er die neu eingebaute Dachbodentreppe herunter. Ich reichte ihm ein großes Glas Limonade, in dem Eiskwürfel klirrten. Er leerte das Glas in einem Zug. Die Muskeln in seinem Hals bewegten sich bei jedem Schluck. Ich muss bei diesem Anblick laut geseufzt haben, denn plötzlich sah er mich neugierig an. Ich lachte und hob die Schultern, er

lachte und blickte dann hinunter auf seine Stiefelspitzen. Ich schenkte ihm noch ein Glas ein und ging zurück zu meinem letzten Karton, dem mit Caitlins Sachen. Noch ein Karton voller Zeugs, von dem ich mich nicht trennen konnte und von dem ich wusste, dass ich ihn einfach in der Garage verstauen würde. In dem Moment spürte ich, dass er mir gefolgt war und mich ansah. Ich fasste mir in die Haare, um mir die Spinnweben herauszuziehen, und tastete die Zähne mit der Zunge ab.

»Alles in Ordnung?« Ich fürchtete, er überlegte, wie er mir möglichst schonend beibringen sollte, dass seine Rechnung leider doppelt so hoch ausfällt wie veranschlagt.

»Ja.« Er nickte. Er war – ist – kein Mann der vielen Worte.

»Gut. Und Sie sind heute fertig geworden?« Ich wartete immer noch auf die Hiobsbotschaft.

»Jepp. Alles fertig«, sagte er. »Also ...«

»Oh Gott, natürlich, Sie wollen Ihr Geld! Tut mir leid!« Ich fühlte, wie ich rot wurde, während ich vergeblich die Küchenschublade nach meinem Scheckheft durchwühlte – das verflixte Ding war nie da, wo es sein sollte. Hektisch sah ich mich um und spürte seinen Blick auf mir, während ich fieberhaft überlegte, wo ich es zuletzt in der Hand gehabt hatte. »Es muss hier irgendwo sein ...«

»Eilt nicht«, sagte er.

»Neulich hatte ich es doch noch, als ich ein paar Rechnungen bezahlt habe, also ...«, plapperte ich weiter und wünschte mir offen gestanden, er wäre nicht mehr da und ich könnte wieder normal atmen und die halbe Flasche Grigio trinken, die im Kühlschrank auf mich wartete.

»Das mit dem Geld können wir ein andermal regeln«, sagte er. »Zum Beispiel, wenn Sie mit mir einen trinken gehen.«

»Bitte?« Ich erstarrte mit der Hand in einer Schublade, in der irgendwie nur Gummibänder lagen. Ich musste mich verhört haben.

»Darf ich Sie mal auf einen Drink einladen?«, fragte er behutsam. »Normalerweise verabrede ich mich nicht privat mit meinen Kunden, aber ... Sie sind nicht normal.«

Ich lachte. Jetzt war er an der Reihe, rot zu werden.

»Das klang vielleicht doch etwas anders, als es gemeint war.« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sie wollen ein Date mit mir?« Das Ganze kam mir so absurd vor, ich musste es einfach laut aussprechen, um sicherzugehen, dass ich ihn richtig verstanden hatte. »Mit mir?«

»Ja. Was sagen Sie?«

»Okay.« Er schien daran nichts kurios zu finden: er und ich, zehn Jahre älter, bei einem Date. »Warum nicht?«

Da sah ich zum ersten Mal, wie er mich ansah. Mit dieser Mischung aus Leidenschaft und Freude, in der ich mich sofort gespiegelt fühlte, als reagierte mein Körper auf eine Weise auf ihn, die völlig unbeeinflusst war von meinem Bewusstsein. Seither habe ich seine Blicke immer gespürt, lange bevor ich sie sah.

Jetzt stellen sich mir die Nackenhaare auf, und eine bebende Vorfriede ergreift mich, weil ich weiß: Kurz nachdem er mich angesehen hat, wird er mich berühren, mich küssen. Nun spüre ich seine Hand auf meiner Schulter und drücke meine Wange gegen seine Finger.

»Du weinst ja«, sagt er.

»Ich schneide Zwiebeln.« Ich lege das Messer ab und drehe mich zu ihm um. »Weißt du eigentlich, dass Esther zurzeit nichts anderes isst als Mummys selbst gemachte Lasagne? Guck mir am besten zu, damit du weißt, wie es geht. Also, als Erstes schneidest du die Zwiebeln ...«

»Claire ...« Greg hindert mich daran, mich von ihm abzuwenden und das Messer wieder in die Hand zu nehmen. »Claire, wir müssen darüber reden. Meinst du nicht?«

Er sieht so verunsichert aus, so verloren und gequält, dass ich am liebsten Nein sagen würde. Nein, wir müssen nicht darüber reden, wir können einfach so tun, als wäre heute ein ganz normaler Tag wie gestern und alle anderen Tage davor, an denen wir noch nichts wussten. Wir können so tun, als wüssten wir von nichts. Wer weiß, wie lange wir dann noch einfach so weitermachen könnten, so glücklich, so perfekt?

»Sie mag es gerne, wenn richtig viel Tomatenpüree in der Soße ist«, sage ich. »Und ordentlich Ketchup.«

»Ich weiß nicht, was ich tun oder sagen soll.« Gregs Stimme bricht beim Einatmen. »Ich weiß nicht, wie ich mich benehmen soll.«

»Und ganz zum Schluss tue ich immer noch einen Teelöffel Hefeextrakt rein.«

»Claire«, schluchzt er und zieht mich an sich. Und ich stehe da in seinen Armen, lasse meine Arme schlaff herunterhängen, schließe die Augen, atme seinen Duft ein und spüre meinen Herzschlag. »Claire. Wie sollen wir das denn bloß den Kindern sagen?«

Freitag, 13. März 1992

Caitlins Geburt

Das ist dein Armband aus dem Krankenhaus – rosa, weil du ein Mädchen bist. Darauf steht: Baby Armstrong. Sie haben es dir ums Fußgelenk gebunden, und es ist immer wieder abgerutscht, weil du so winzig warst. Genau einen Monat zu früh warst du da. Eigentlich hättest du ein Aprilkind werden sollen. Ich hatte mir Osterglocken vorgestellt und blauen Himmel und launisches Aprilwetter, aber du hattest beschlossen, einen Monat früher an einem nasskalten Freitag zur Welt zu kommen. An einem Freitag, den 13. – ausgerechnet. Aber das hat uns nicht weiter beunruhigt. Wenn je ein Mensch dazu geboren wurde, schlechte Omen zu überwinden, dann du, und das wusstest du von Anfang an, denn du hast die Welt mit einem Urschrei begrüßt – nicht mit einem Plärren oder Jammern, sondern mit einem inbrünstigen, vorsätzlichen Schrei. So kam es mir vor. Wie eine Kriegserklärung.

Wir waren eine ganze Weile allein auf uns gestellt. Weil du ja viel zu früh kamst und deine Großmutter so weit weg wohnte. Die ersten sechs Stunden waren wir zwei also allein. Du und ich. Du hast so süß gedeutet, wie ein Kuchen, und du hast dich so warm angefühlt und so ... richtig. Wir waren ganz am Ende des Ganges und ließen den Vorhang um uns herum geschlossen. Ich hörte, wie die anderen Mütter redeten, wie Besucher kamen und gingen, wie Babys schrien und gurgelten – aber ich wollte nicht daran teilhaben. Ich wollte nie wieder an

irgendetwas anderem teilhaben als an dir und mir. Ich hielt dich im Arm, du warst so winzig und zerknautscht wie eine Knospe, kurz bevor sie erblüht, und ich habe dich bloß angesehen, wie du da mit einer tiefen Falte auf der Stirn an meiner Brust schiefst, und dir gesagt, dass alles gut werden würde, weil du und ich zusammen waren: Wir zwei waren das gesamte Universum, und das war das Einzige, das zählte.

Kapitel 1

Claire

Ich muss weg von meiner Mutter, sonst werde ich noch ganz plemplem. Haha. Wäre fast komisch, wenn ich es nicht schon wäre. Nein, ich bin nicht plemplem, das stimmt nicht. Aber ziemlich wütend.

Ihr Gesicht, als wir aus dem Besprechungszimmer im Krankenhaus kamen. Ihr Gesicht auf dem ganzen langen Nachhauseweg. Stoisch, tapfer, stark und gleichzeitig das Leiden Christi. Sie sagte nichts, aber ich hörte förmlich, was ihr durch den Kopf ging: »Das ist mal wieder typisch Claire. Muss alles kaputt machen, wenn es gerade am schönsten ist.«

»Ich zieh bei euch ein«, sagt sie, obwohl sie das de facto schon getan hat. Sie hat bereits heimlich ihre Sachen im Gästezimmer abgestellt und eine Regalecke im Bad belegt. Dachte wohl, ich würde das nicht merken. Ich wusste, dass sie kommen würde, sobald sie es erfährt. Ich wusste es, und ich wollte es wohl auch so. Aber ich hätte sie gerne gefragt. Oder ich hätte gerne gehabt, dass sie mich fragt. Stattdessen reiste sie sehr einsilbig und mit betroffener Miene an. »Ich zieh ins Gästezimmer.«

»Nein.« Ich sehe sie von der Seite an. Sie fährt. Sie ist eine vorsichtige Fahrerin, langsam und sehr vorschriftsmäßig. Ich darf nicht mehr Auto fahren, seit ich den Briefkasten umgenietet habe. Das Bußgeld dafür war echt gesalzen, der

Briefkasten gehörte nämlich Ihrer Majestät. War wahrscheinlich genauso übel, als würde man einen Corgi überfahren: Wer einen Corgi plattmacht, landet im Tower. Trotz ihrer vorsichtigen Fahrweise sieht meine Mutter nie in den Rückspiegel, wenn sie zurücksetzt. Ich glaube, sie findet es irgendwie sicherer, einfach die Augen zu schließen und das Beste zu hoffen. Ich bin immer gerne Auto gefahren. Habe das Gefühl von Freiheit und Unabhängigkeit geliebt und genossen zu wissen, dass ich jederzeit überall hinfahren kann. Ich finde es nicht gut, dass meine Autoschlüssel weg sind. Ich habe mich nicht mal von ihnen verabschieden können, so schnell wurden sie irgendwo versteckt, wo ich sie niemals finden werde. Wirklich, ich habe nämlich schon nach ihnen gesucht. Ich glaube schon, dass ich noch Auto fahren könnte. Solange mir niemand irgendwas in den Weg stellt.

»Das ist doch noch viel zu früh«, erkläre ich, obwohl wir beide wissen, dass sie bereits eingezogen ist. »Im Moment brauche ich doch noch so selten Hilfe. Ich meine, hör mir doch mal zu. Ich kann immer noch sprechen und nachdenken über ...« Ich mache eine ausladende Armbewegung, sie duckt sich, ich lege die Hand betreten wieder in den Schoß. »... dies und das.«

»Claire, die Lage ist wirklich ernst. Du kannst jetzt nicht den Kopf in den Sand stecken. Glaub mir. Ich weiß Bescheid.«

Natürlich weiß sie Bescheid: Sie hat all das schon einmal durchgemacht, und jetzt muss sie dank mir oder doch eher dank meines Vaters und seiner hinterhältigen DNA alles noch einmal durchmachen. Und das heißt leider nicht, dass

ich fein säuberlich und mit wachem Geist sterben werde, ihr dabei mit festem Blick die Hand halte, ihr danke und meinen Kindern noch ein paar weise Worte mit auf den Lebensweg gebe. Nein, mein leider noch ziemlich junger und einigermaßen fitter Körper wird weitermachen und keine Rücksicht darauf nehmen, dass mein Gehirn sich nach und nach in Wohlgefallen auflöst, und zwar bis zu dem Tag, an dem ich vergessen werde, wie man atmet. Genau das ist es, was sie denkt. Ich weiß es. Und ich weiß, dass es das Letzte ist, was sie möchte: ihre Tochter genauso vergehen und verkümmern zu sehen wie ihren Mann. Ich weiß, dass es ihr das Herz bricht und dass sie alles tut, um tapfer zu sein und mir beizustehen, und doch ... Es macht mich so wütend. Ihre Güte und Geduld machen mich wütend. Mein ganzes Leben habe ich versucht, ihr zu beweisen, dass ich alleine klarkomme, dass sie mich nicht ständig zu retten braucht. Mein ganzes Leben habe ich mich getäuscht.

»Doch, Mum, gerade ich kann sehr wohl den Kopf in den Sand stecken«, sage ich, den Blick starr aus dem Fenster gerichtet. »Gerade ich kann komplett ignorieren, was mit mir passiert, weil ich es nämlich die meiste Zeit sowieso nicht mitbekommen werde.«

Komisch: Ich spreche die Worte laut aus und spüre die Angst tief in meinem Bauch – aber irgendwie gehört sie nicht zu mir. Es kommt mir vor, als würde all das, dieses Grauen, jemand anderem passieren.

»Das meinst du nicht ernst, Claire.« Mum klingt sauer, als würde sie wirklich glauben, dass mir das alles egal sei, und nicht, dass ich so etwas nur sage, um sie zu ärgern. »Was ist mit deinen Töchtern?«

Ich sage nichts, weil sich die Worte in meinem Mund verknoten. Es würde jetzt in jedem Fall etwas Falsches dabei herauskommen. Also schweige ich, sehe hinaus, sehe die Häuser vorbeiziehen, eins nach dem anderen. Es ist schon fast dunkel. In den Wohnzimmern brennt bereits Licht, hinter den Vorhängen flimmern Fernseher. Natürlich ist es mir nicht egal. Natürlich werde ich es vermissen, dieses Leben. Die an Winterabenden dunstige Küche, meine Töchter zu bemuttern, sie groß werden zu sehen: All das werde ich nicht mehr erleben. Ich werde nie erfahren, ob Esther je aufhören wird, Erbsen einzeln mit der Gabel aufzupieksen, und ob sie irgendwann mal nicht mehr blond sein wird. Ob Caitlin tatsächlich, wie geplant, Mittelamerika bereisen wird oder ob sie etwas völlig anderes machen wird, von dem sie selbst noch nicht mal geträumt hat. Ich werde nie erfahren, was dieser ungeträumte Traum sein wird. Sie werden mich nie anlügen, wenn sie abends weggehen, sie werden nie mit ihren Problemen zu mir kommen. Es sind diese Dinge, die ich vermissen werde, weil ich irgendwo anders sein und nicht einmal mehr mitbekommen werde, was ich vermisste. Selbstverständlich ist mir das nicht egal!

»Die werden dann wohl Greg haben.« Meine Mutter klingt ziemlich skeptisch. Sie lässt nicht locker, will darüber sprechen, wie die Welt ohne mich aussehen wird. Ich finde das eigentlich ziemlich taktlos. »Also, wenn er dem denn gewachsen ist.«

»Natürlich ist er das. Er ist ein ganz wunderbarer Vater.«

Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das so stimmt. Ich bin mir nicht sicher, ob er das, was mit mir und uns passiert, ertragen wird – und ich weiß nicht, wie ich ihm helfen soll.

Greg ist so ein guter Mann, ein gütiger Mann. Aber seit der Diagnose wird er mir von Tag zu Tag fremder. Jedes Mal, wenn ich zu ihm sehe, hat er sich ein Stückchen weiter entfernt. Er kann nichts dafür. Ich weiß, dass er für mich da sein möchte, stark und tapfer, aber ich fürchte, das alles wird zu viel für ihn. Dass uns das passieren muss, so kurze Zeit nachdem unser gemeinsames Leben angefangen hat, macht ihn fertig. Bald werde ich nicht mehr wissen, wer er ist. Ich weiß jetzt schon kaum noch, was ich für ihn empfinde. Ich weiß, dass er die letzte große Liebe meines Lebens ist, aber ich empfinde dieses Gefühl nicht mehr. Aus unerfindlichen Gründen verschwindet Greg als Allererstes aus meinem Gedächtnis. Ich kann mich schon noch erinnern, wie wir uns kennengelernt haben und alles – aber mehr wie an einen Traum. Wie Alice durch den Spiegel. Bald wird Greg ganz weg sein.

»Ausgerechnet du.« Mum kann es nicht lassen, sie muss mir eine Standpauke halten, mich dafür ausschimpfen, dass ich das dunkle Familiengeheimnis in mir trage. Als hätte ich das durch besonders ungezogenes Verhalten selbst verschuldet. »Du weißt doch, wie das ist, ohne Vater aufzuwachsen. Wir müssen planen, Claire. Deine Mädchen verlieren ihre Mutter. Du musst sicherstellen, dass es ihnen gut gehen wird, wenn du dich nicht mehr selbst um sie kümmern kannst.«

An einem Zebrastreifen bremst sie völlig unvermittelt, um ein kleines, gegen den Regen ankämpfendes Mädchen hinüberzulassen, das viel zu jung aussieht, um allein die Straße zu überqueren. Hinter uns bricht ein Hupkonzert los. Im Licht der Scheinwerfer sehe ich, dass dem Mäd-

chen eine blaue Plastiktüte, in der ich vier Flaschen Milch vermute, gegen die mageren Beine schlägt. Ich höre den Bruch in Mums Stimme, ich höre, was direkt unter dem Frust und dem Ärger liegt. Ich höre, wie weh ihr das alles tut.

»Das weiß ich doch.« Plötzlich bin ich endlos erschöpft. »Ich weiß, dass ich gewisse Dinge planen muss, aber ich habe die ganze Zeit noch gewartet. Gehofft. Ich habe gehofft, eine lange, glückliche Ehe mit Greg zu führen, mit ihm alt zu werden. Ich habe gehofft, dass die Medikamente den Verlauf verlangsamen würden. Jetzt, wo ich weiß, dass ... Na ja, jetzt, wo ich weiß, dass es keine Hoffnung mehr gibt, werde ich alles organisieren, versprochen. Mit Wandtafeln und Wochenplänen und allem.«

»Du kannst nicht davor weglaufen, Claire«, muss Mum unbedingt noch einmal wiederholen.

»Das weiß ich doch selbst, verdammt noch mal!« Warum macht sie das? Warum drangsaliert sie mich, bis ich sie anschreie? Glaubt sie erst dann, wenn sie mich auf die Palme gebracht hat, dass ich ihr zuhöre? So ist das schon immer gewesen bei uns: Liebe und Wut sind unsere ganz verlässlichen Begleiter, wenn meine Mutter und ich zusammen sind. »Ich weiß selbst, was ich getan habe. Ich weiß selbst, dass ich ihnen ein beschissenes Leben biete.«

Mum fährt in eine Einfahrt – es ist die, die zu meinem Haus führt, fällt mir eine Sekunde zu spät auf. Und schon kommen mir unwillkürlich die Tränen. Mit Wucht schlage ich die Autotür zu und steuere nicht das Haus an, sondern spaziere in den Regen. Ich ziehe meine Strickjacke fest um mich und gehe trotzig Richtung Straße.

»Claire!«, ruft meine Mutter mir hinterher. »Du kannst nicht mehr einfach so losmarschieren!«

»Das werden wir ja sehen«, murmele ich in den Regen, der sich in winzigen Tröpfchen auf meinen Lippen sammelt.

»Claire! Bitte!«, höre ich sie noch gerade so, doch ich marschiere weiter. Ich werde es ihr zeigen, ich werde es ihnen allen zeigen, vor allem denen, die mich nicht mehr Auto fahren lassen. Ich kann immer noch laufen. Ich kann verdammt noch mal immer noch laufen! Ich habe noch nicht vergessen, wie das geht. Ich gehe jetzt einfach nur bis zum Ende der Straße, bis zur Kreuzung, und drehe dann um. Fast wie Hänsel, der seiner Spur aus Brotkrumen folgt. Ich gehe nicht weit. Aber ich muss das hier tun. Zum Ende der Straße gehen, umdrehen und wieder zurückgehen. Obwohl es jetzt langsam dunkel wird und die Häuser alle gleich aussehen: hübsche kleine Doppelhäuser aus den 1930ern. Doch das Ende der Straße ist weiter entfernt, als ich dachte.

Ich bleibe kurz stehen. Spüre, wie mir der Regen auf den Kopf prasselt, wie winzige Eisnadeln. Ich drehe mich um. Meine Mutter ist nicht da. Sie ist mir nicht nachgelaufen. Ich dachte, das würde sie tun. Hat sie aber nicht. Die Straße ist leer. War ich schon bis zum Ende der Straße gekommen und bin umgedreht? Ich bin mir nicht sicher. Aus welcher Richtung kam ich? Gehe ich irgendwohin, oder komme ich irgendwoher? Wohin? Woher? Die Häuser auf beiden Seiten der Straße sehen alle gleich aus. Ich rühre mich nicht. Es ist doch nur ganz kurz her, seit ich von meinem Haus aus losmarschiert bin, und jetzt weiß ich nicht mehr, wo es ist.

Ein Auto fährt vorbei, eiskaltes Wasser spritzt auf und mir an die Beine. Ich habe mein Handy nicht bei mir, aber ich weiß sowieso kaum noch, wie man es benutzt. Mit Zahlen kann ich nichts mehr anfangen. Zahlen sind weg. Ich meine, ich sehe sie an, und ich weiß, dass das Zahlen sind, aber ich weiß nicht mehr, welche welche ist und in welche Reihenfolge sie gehören. Aber ich kann immer noch laufen, und darum laufe ich jetzt los in die Richtung, in die auch das vorbeifahrende, mich nass spritzende Auto fuhr. Vielleicht ist das ein Zeichen. Ich erkenne mein Haus, wenn ich es sehe, es hat nämlich signalrote Seidenvorhänge. Wenn dahinter Licht an ist, sieht es aus, als würden sie glühen. Nicht vergessen: Ich habe zur Straße hin rot glühende Vorhänge, von denen eine meiner Nachbarinnen mal sagte, sie sähen nach »lockerem Lebenswandel« aus. Rot glühende Vorhänge. Das kann ich mir merken. Ich bin ganz bald wieder zu Hause. Alles wird gut.

Der Termin im Krankenhaus verlief nicht ganz optimal.

Greg hatte mitkommen wollen, aber ich sagte ihm, er solle lieber mit dem Wintergarten fertig werden, den er gerade baute. Ich sagte ihm, ganz gleich, was der Arzt sagen würde, unser Hauskredit würde weiter bedient werden müssen und unsere Kinder würden weiter essen wollen. Es verletzte ihn, dass ich ihn nicht dabei haben wollte, er verstand nicht, dass ich einfach damit überfordert gewesen wäre, ständig zu überlegen, was sein Blick und seine Miene wohl bedeuteten, während ich gleichzeitig rätselte, was ich selbst empfand. Meine Mutter dagegen, das wusste ich, würde einfach sagen, was ihr durch den Kopf ging. Und das

ist besser, als schreckliche Nachrichten zu hören und zu überlegen, ob dein Mann wohl bereut, dir je begegnet zu sein und sich ausgerechnet für dich entschieden zu haben. Ich war also nicht gerade in allerbesten geistiger Verfassung (Ha! Im wahrsten Sinne des Wortes!), als der Arzt mich bat, mich zu setzen, um die Ergebnisse der letzten Tests zu besprechen. Der Tests, die sie mit mir gemacht hatten, weil alles viel schneller voranschritt, als sie erwartet hatten.

An den Namen des Arztes kann ich mich nicht erinnern, weil er sehr lang ist und viele Silben hat, was ich ziemlich komisch finde. Das sagte ich auch, als Mum und ich dasaßen und wir darauf warteten, dass er den Blick von seinem Bildschirm mit den Ergebnissen löste und uns die schlechten Nachrichten überbrachte. Aber außer mir fand das keiner komisch. War offenbar nicht der richtige Zeitpunkt für Galgenhumor.

Es regnet immer heftiger. Wäre ich doch bloß nicht ohne meinen Mantel losgestürzt. Nach einer Weile sehen die Straßen hier alle gleich aus: Doppelhäuser aus den 1930ern. Reihenweise. Auf beiden Seiten der Straße. Ich wollte auf Vorhänge achten, oder? Welche Farbe noch mal?

Ich biege ab, sehe ein paar Läden und bleibe stehen. Ach. Wollte ich vielleicht Kaffee trinken gehen? Hier komme ich samstagsmorgens immer mit Greg und Esther her, um ein Schokocroissant zu essen und einen Kaffee zu trinken. Aber jetzt ist es dunkel. Und kalt. Und dunkel. Und einen Mantel habe ich auch nicht an. Ich sehe zu meiner Hand. Keine Esther. Erschrocken fasse ich mir an die Brust: Habe ich sie irgendwo vergessen? Nein, sie war nicht bei mir, als ich losging.

Wenn sie bei mir gewesen wäre, hätte ich auch ihren Affen dabei, der immer überall mit hinmuss, den Esther aber nie selbst tragen will. Also bin ich hier, weil ich Kaffee trinken gehen wollte. Weil ich mir ein bisschen was gönnen wollte. Schön.

Ich überquere die Straße und bin dankbar für die warme Luft, die mich begrüßt, als ich das Café betrete. Einige der Gäste sehen auf, als ich in der Tür erscheine. Ich muss schlimm aussehen, meine Haare kleben mir regennass im Gesicht.

Ich stelle mich am Tresen an und merke erst dort, dass ich zittere. Ich muss meinen Mantel vergessen haben. Wenn ich mich doch nur erinnern könnte, warum ich Kaffee trinken gehen wollte. Bin ich mit jemandem verabredet? Mit Greg? Ich komme manchmal mit Greg und Esther her, um ein Schokocroissant zu essen und Kaffee zu trinken.

»Alles in Ordnung?«, fragt die junge Frau hinter dem Tresen. Sie ist ungefähr in Caitlins Alter und lächelt, als müsste ich sie kennen. Oder ist sie einfach nur freundlich? Gleich links von mir sitzt eine Frau mit einem Buggy, sie schiebt ihn ein bisschen weiter von mir weg. Ich muss wirklich merkwürdig aussehen, als sei ich gerade aus einem See gestiegen. Haben die denn noch nie einen durchnässten Menschen gesehen?

»Kaffee, bitte«, sage ich. Ich spüre das Kleingeld in meiner Jeanstasche und hole es hervor. Ich weiß nicht mehr, wie viel der Kaffee hier kostet. Ich weiß, dass die Information, die ich brauche, auf der Tafel hinter dem Tresen steht, aber ich kann mir keinen Reim drauf machen. Ich strecke die Hand mit dem Kleingeld aus. Die junge Frau hinterm Tresen rümpft die Nase, als könnte Geld, das ich angefasst

habe, irgendwie besudelt sein. Ich friere, und ich fühle mich sehr einsam. Ich will ihr erklären, warum ich zögere, aber die Worte wollen nicht kommen – jedenfalls nicht die richtigen. Es fällt mir schwerer, Dinge auszusprechen, als sie zu denken. Ich habe Angst, mit Leuten zu sprechen, die ich nicht kenne, habe Angst, etwas so Peinliches zu sagen, dass sie mich sofort wegbringen und einsperren, und bis es so weit ist, habe ich vergessen, wie ich heiße und ...

Ich sehe zur Tür. Wo ist dieses Café? Ich war mit meiner Mutter im Krankenhaus, wir hatten einen Termin mit diesem Arzt, Dr. Dingsbums, ich konnte mir seinen Namen nicht merken und fand das lustig, und jetzt bin ich hier. Aber ich habe keine Ahnung, warum ich hier bin. Und wo ich überhaupt bin. Ich schaudere, nehme den Kaffee und die braunen Münzen, die die Frau auf den Tresen gelegt hat, und suche mir ganz konzentriert und ruhig einen Sitzplatz. Ich habe das Gefühl, wenn ich irgendwelche plötzlichen Bewegungen mache, könnte ich damit eine versteckte Falle auslösen, mich verletzen oder irgendwo hinunterfallen. Ich habe das Gefühl, dass ich dann sehr tief fallen würde. Ich sitze ganz still da und befrage mich mit der Frage, wie ich hierhergekommen bin und wie ich wohl von hier wieder wegkommen soll. Und wohin ich dann gehen soll. Kleine Erinnerungsfetzen kehren zurück – Fragmente mit Informationen, die ich irgendwie decodieren muss. Die Welt um mich herum liegt in Trümmern.

Ich spreche nicht auf die Behandlung an, so viel weiß ich. Aber das war fast zu erwarten gewesen. Die Wahrscheinlichkeit, dass die Medikamente irgendeine Wirkung zeigen

würden, war dieselbe, als würde man eine Münze werfen und auf Kopf hoffen: fifty-fifty. Aber alle hatten natürlich gehofft, dass mir die Behandlung helfen würde. Weil ich so jung bin, weil ich zwei Töchter habe, von denen die eine erst drei ist und die andere sich hinterher um alles wird kümmern müssen. Alle – sogar der Arzt mit dem langen, komplizierten Namen – hatten sie gehofft, dass die Behandlung bei mir anschlagen würde, und zwar besser, als man je für möglich gehalten hätte. Und auch ich hatte auf ein bahnbrechendes Wunder gehofft, das alles ändern würde.

Es wäre doch nur gerecht gewesen, wenn das Schicksal oder Gott in meinem speziellen Fall mildernde Umstände geltend und eine Ausnahme gemacht hätte. Aber das hat das Schicksal oder Gott nicht gemacht. Wer auch immer sich da gerade auf meine Kosten amüsiert, hat genau das Gegenteil getan. Aber vielleicht nehme ich das alles viel zu persönlich. Vielleicht handelt es sich nur um eine Reihe genealogischer Unfälle über die letzten Jahrtausende, aufgrund derer ich jetzt hier sitze und auserwählt bin, die Konsequenzen zu tragen. Ich baue viel schneller ab, als die Ärzte erwartet hatten. Das hat mit diesen kleinen Embolien zu tun. An das Wort »Embolie« kann ich mich genau erinnern, aber ich habe keine Ahnung, wie das Metallteil heißt, mit dem ich den Kaffee umrühren kann. Das Wort Embolie finde ich schön, fast schon melodisch. Winzige Blutgerinnsel im Gehirn. Ist was ganz Neues, damit hatten die Experten nicht gerechnet. Ich bin damit wohl so ziemlich die einzige Patientin auf der Welt. Die Leute im Krankenhaus sind alle ganz aus dem Häuschen deswegen, obwohl sie natürlich

versuchen, das zu überspielen. Ich weiß nur, dass mit jedem Blutgerinnsel wieder ein Stückchen von mir für immer verschwindet. Irgendeine Erinnerung, ein Gesicht oder ein Wort sind einfach weg.

Ich sehe mich um. Ich friere jetzt noch mehr als vorher, und mir wird klar, dass ich Angst habe. Ich habe keine Ahnung, wie ich nach Hause kommen soll. Ich bin hier, ich fühle mich gesund – aber hier wieder wegzugehen scheint mir vollkommen unmöglich zu sein.

Bunte Kugeln hängen von der Decke. Seltsam. Ich kann mich nicht erinnern, dass bald Weihnachten wäre. Ich bin mir sicher, dass nicht bald Weihnachten ist. Aber wenn ich nun vielleicht schon seit Wochen hier bin? Was, wenn ich zu Hause weggegangen bin und immer und immer weitergegangen bin, ohne stehen zu bleiben, und wenn ich jetzt meilenweit weg bin von allem, Monate vergangen sind und alle denken, ich sei tot? Ich müsste eigentlich meine Mutter anrufen. Sie ist wahrscheinlich sauer, weil ich weggelaufen bin. Sie sagt immer, wenn ich möchte, dass sie mich wie eine Erwachsene behandelt, dann soll ich mich auch wie eine Erwachsene benehmen. Sie sagt, das hat mit Vertrauen zu tun. Und ich sage, gut, dann hör auf, in meinen Sachen rumzuznüffeln, blöde Kuh. Das mit der blöden Kuh sage ich natürlich nicht laut.

Ich könnte ihr ja eine SMS schicken, aber sie hat kein Handy. Wie oft habe ich ihr schon gesagt, Mum, wir befinden uns im einundzwanzigsten Jahrhundert, du musst mit der Zeit gehen. Aber sie mag keine Handys. Irgendwie mag sie diese winzigen Tasten nicht, sagt sie. Jetzt

wünschte ich, sie wäre hier. Ich wünschte, meine Mutter wäre hier und würde mich nach Hause bringen, weil ich nicht weiß, wo ich bin. Ich sehe mich im Café um. Was, wenn sie hier ist und ich nur vergessen habe, wie sie aussieht?

Moment. Ich bin ja krank. Ich bin kein kleines Mädchen mehr. Ich bin krank und ich bin hier, um einen Kaffee zu trinken, weiß aber nicht mehr, warum. Meine Vorhänge haben eine bestimmte Farbe und glühen. Orange vielleicht. Orange kommt mir irgendwie bekannt vor.

»Hallo.« Ich sehe auf. Vor mir steht ein Mann. Ich soll nicht mit Fremden reden, darum sehe ich wieder hinunter auf den Tisch. Vielleicht geht er ja wieder weg. Tut er aber nicht. »Alles in Ordnung?«

»Ja, ja«, sage ich. »Na ja ... Ich friere.«

»Darf ich mich dazusetzen? Ist sonst nichts mehr frei.« Ich sehe mich um. Es ist tatsächlich ziemlich voll in dem Café, aber es gibt schon noch ein paar andere freie Plätze. Er sieht ganz okay aus. Nett sogar. Ich mag seine Augen. Ich nicke und frage mich, ob ich wohl genügend Worte herausbekommen werde, um mich mit ihm zu unterhalten.

»Gar keinen Mantel dabei?« Er zeigt auf mich.

»Anscheinend nicht«, antworte ich vorsichtig. Ich lächle, um ihm keine Angst zu machen. Er erwidert mein Lächeln. Ich könnte ihm erzählen, dass ich krank bin. Vielleicht würde er mir helfen. Aber das will ich nicht. Er hat schöne Augen. Er redet nicht mit mir, als wenn ich jeden Moment tot umfallen könnte. Er weiß nichts über mich. Da haben wir doch direkt etwas gemeinsam.

»Was ist passiert?« Er sieht aus, als würde er sich amüsieren.

Ich habe Lust, mich ihm entgegenzulehnen, das muss heißen, dass er magnetisch ist.

»Ich wollte nur schnell Milch holen«, erzähle ich lächelnd. »Und habe mich ausgesperrt. Ich wohne in einer WG, mit drei anderen Frauen und meinem ...« Gerade wollte ich »Kind« sagen, aber das Wort schlucke ich hinter. Aus zwei Gründen. Erstens, weil ich weiß, dass es Jahre her ist, seit ich mit drei anderen Frauen in einer WG wohnte, und dass ich damals kein Kind hatte. Zweitens, weil ich nicht will, dass er erfährt, dass ich ein Kind habe, ein Kind, das gar kein Kind mehr ist. Caitlin, ich habe Caitlin, und Caitlin ist kein Kind mehr. Nächstes Jahr wird sie einundzwanzig, und meine Vorhänge sind rubinrot und glühen. Ich rufe mir in Erinnerung, dass es mir nicht zusteht zu flirten: Ich bin eine verheiratete Frau – Mutter von sogar zwei Kindern.

»Wie wäre es mit noch einem Kaffee? Geht auf mich.« Er macht der jungen Frau hinterm Tresen Zeichen. Sie lächelt ihn an, als würde sie ihn kennen. Es beruhigt mich, dass die Caféfrau ihn auch mag. Es fällt mir zusehends schwerer, an den Gesichtsausdrücken der Leute etwas abzulesen, ich erkenne jene Nuancen nicht mehr, die einem verraten, was das Gegenüber denkt und fühlt. Vielleicht sieht er mich an, als wäre ich komplett gaga. Und ich finde einfach nur, dass er schöne Augen hat.

»Danke.« Er ist freundlich und redet mit mir wie mit einem Menschen. Natürlich, ich bin ja auch ein Mensch. Aber ich meine, dass er mit mir redet, mit MIR, und das gefällt mir. Mir wird ganz warm ums Herz, ich bin richtig glücklich. Glücklich sein – das vermisse ich. Einfach nur

glücklich, ohne dieses Gefühl, dass jeder Moment des Glücks, den ich erlebe, auch gleichzeitig irgendwie traurig sein muss.

»Sie haben sich also ausgesperrt. Werden Ihre Mitbewohnerinnen Sie anrufen, wenn sie zurück sind? Oder Ihnen den Schlüssel bringen?«

Ich zögere. »Gleich kommt jemand nach Hause.« Keine Ahnung, ob das gelogen ist. »Ich warte noch ein bisschen und gehe dann zurück.« Das ist gelogen. Ich weiß nicht, wo ich bin und wie ich wieder zurückkommen soll. Und wohin überhaupt.

Er schmunzelt. Ich sehe ihn böse an. »Tut mir leid.« Er lächelt. »Es ist nur ... Sie sehen wirklich aus wie ein begossener Pudel, und zwar wie ein sehr hübscher begossener Pudel, wenn ich das sagen darf.«

»Das dürfen Sie gerne. Sagen Sie ruhig mehr solche Sachen!«

Wieder lacht er.

»Ich bin ein Pechvogel«, sage ich und freunde mich sehr schnell mit meinem neuen, nicht kranken Status an. Es ist ein tolles Gefühl, einfach nur ich zu sein und nicht ich mit dieser Krankheit, diesem Attribut, das mich jetzt definiert. Ich habe in diesem Strudel der Unsicherheit einen Moment des Friedens und der Normalität gefunden, und das ist eine riesige Erleichterung. Ich könnte den Mann vor lauter Dankbarkeit knutschen. Stattdessen rede ich zu viel. Ich bin dafür bekannt, zu viel zu reden, früher war das eine der Eigenschaften, die die Leute an mir mochten. »Schon immer gewesen. Wenn irgendwo irgendwas schiefgehen kann, dann passiert es mir. Ich weiß nicht, warum, aber man

könnte meinen, ich sei ein Unglücksmagnet. Unglücksmagnet. Schönes Wort. Hört man nicht so oft.« Ich plappere vor mich hin, ohne wirklich darauf zu achten, was ich da sage, einzig in dem Bewusstsein, dass ich ein Mädchen bin und gerade mit einem Jungen spreche.

»Mir geht es ganz ähnlich«, sagt er. »Manchmal frage ich mich, ob ich je erwachsen werde.«

»Ich werd's nicht«, sage ich. »Das weiß ich ganz sicher.«

»Hier.« Er reicht mir seine Papierserviette. »Sie sehen ein bisschen so aus, als seien Sie der Apokalypse entgangen. Haarscharf.«

»Eine Papierserviette?« Ich nehme sie und lache, tupfe mir damit übers Haar und das Gesicht und wische unter meinen Augen. Schwarzes Zeug bleibt an der Serviette haften, was heißen muss, dass ich irgendwann heute dieses schwarze Zeug aufgetragen habe, und das beruhigt mich: Schwarzes Zeug auf meinen Wimpern lässt meine Augen schöner aussehen, lässt mich ansprechender erscheinen, selbst wenn ich aussehe wie ein begossener Pudel oder ein Panda. »Na ja, besser als gar nichts.«

»Auf der Toilette gibt es Handtrockner.« Er zeigt auf eine Tür hinter sich. »Da könnten Sie sich doch kurz ein bisschen trocken pusten lassen. Damit Ihnen nicht mehr so kalt ist.«

»Mir ist nicht kalt«, sage ich und klatsche mir wie zur Betonung auf die feuchten Knie. Ich will nicht weg von diesem Tisch, diesem Stuhl, diesem Kaffee. Ich will nirgendwo anders hin. Hier habe ich das Gefühl, fast sicher zu sein, als würde ich mich an einen Fenstersims klammern, und solange ich mich nicht bewege, ist alles gut, und ich stürze

nicht ab. Je länger ich hier sitze, ohne darüber nachdenken zu müssen, wo ich bin und wie ich wieder nach Hause komme, desto besser. Ich verdränge die in mir aufsteigende Angst und Panik und konzentriere mich aufs Jetzt. Darauf, glücklich zu sein.

»Wie lange sind Sie schon verheiratet?« Mit einem Nicken deutet er auf meine Hand, an der zu meiner eigenen Überraschung ein Ring steckt. Er fühlt sich richtig an, als gehöre er zu dem Menschen, der ich bin. Gleichzeitig hat er irgendwie gar nichts mit mir zu tun.

»Der gehörte meinem Vater.« Was ich da sage, sind Worte aus einer fernen Vergangenheit. Von damals, als ich sie gegenüber einem anderen Jungen aussprach. »Nach seinem Tod hat meine Mutter ihn mir gegeben. Ich trage ihn ständig. Eines Tages werde ich ihn dem Mann geben, den ich liebe.«

Schweigen stellt sich ein. Betretenes, glaube ich.

Und wieder fließen Gegenwart und Vergangenheit ineinander, und ich bin komplett verwirrt. So verwirrt, dass für mich in diesem Moment wirklich nur dieser Tisch existiert, dieser freundliche Mensch, seine schönen Augen.

»Darf ich Sie dann ein andermal zu einem Kaffee einladen?«, fragt er vorsichtig. »Wenn Sie trocken sind und sich nicht ausgesperrt haben. Hier oder irgendwo anders?« Vom Tresen holt er ein kurzes, dickes Schreibteil, das kein Kugelschreiber ist, und kritzelt etwas auf meine unbenutzte Papierserviette. »Es hat aufgehört zu regnen. Darf ich Sie nach Hause begleiten?«

»Nein«, sage ich. »Woher soll ich wissen, dass Sie kein Psychopath sind?«